

Neuer Hochheimer Stadtanzeiger

Amtesliches Organ



1. Stadt Hochheim

Erstausgabe: Dienstage, Donnerstage, Samstage (mit illust. Beilage) Druck & Verlag, verantwortliche Schriftleitung: Heinrich Drehsbach, Hirschstr. 28, Telefon 57

Anzeigen: 1. Spalte 100, 2. Spalte 120, 3. Spalte 140, 4. Spalte 160, 5. Spalte 180, 6. Spalte 200, 7. Spalte 220, 8. Spalte 240, 9. Spalte 260, 10. Spalte 280, 11. Spalte 300, 12. Spalte 320, 13. Spalte 340, 14. Spalte 360, 15. Spalte 380, 16. Spalte 400, 17. Spalte 420, 18. Spalte 440, 19. Spalte 460, 20. Spalte 480, 21. Spalte 500, 22. Spalte 520, 23. Spalte 540, 24. Spalte 560, 25. Spalte 580, 26. Spalte 600, 27. Spalte 620, 28. Spalte 640, 29. Spalte 660, 30. Spalte 680, 31. Spalte 700, 32. Spalte 720, 33. Spalte 740, 34. Spalte 760, 35. Spalte 780, 36. Spalte 800, 37. Spalte 820, 38. Spalte 840, 39. Spalte 860, 40. Spalte 880, 41. Spalte 900, 42. Spalte 920, 43. Spalte 940, 44. Spalte 960, 45. Spalte 980, 46. Spalte 1000

Nummer 25

Samstag, den 27. Februar 1932

9. Jahrgang

Aus dem Reichstag

Misstrauensanträge abgelehnt.

Die Abstimmungen.

Berlin, 27. Februar.

Im Reichstag wurde am Freitag einmütig dem Vorschlag des Reichsinnenministers zugestimmt, als Wahltag für die Reichspräsidentenwahl den 13. März und den 10. April festzusetzen. — Die Misstrauensanträge der Deutschnationalen und der Kommunisten gegen Reichsminister Goerner wurden mit 305 gegen 250 Stimmen bei einer Enthaltung abgelehnt. Für die Anträge stimmten auch die Nationalsozialisten. — Die Misstrauensanträge der Nationalsozialisten und der Deutschnationalen, der Deutschen Volkspartei und der Kommunisten gegen die Regierung wurden in gemeinsamer Abstimmung mit 289 gegen 264 Stimmen abgelehnt. Mit den Antragstellern stimmten auch das Landvolk und die Sozialistische Arbeiterpartei. — Der deutschnationale Misstrauensantrag gegen Reichsfinanzminister Dietrich verfiel mit 291 gegen 250 Stimmen bei elf Enthaltungen der Ablehnung.

Der Verlauf der Sitzung.

Die Freitags-Sitzung des Reichstags. — Die politische Aussprache. — Abstimmungssieg der Reichsregierung.

Berlin, 27. Februar.

Auf der Tagesordnung der Freitags-Sitzung des Reichstags, die bereits vormittags 10 Uhr begann, stand die Fortsetzung der politischen Aussprache. Vor Eintritt in die Tagesordnung protestierte Abg. Göttheiner (DNVP).

Gegen die Rundfunkübertragung der Rede des Reichskanzlers.

Obwohl der Aelterenrat gegen die Übertragung ausgesprochen hatte. Die Übertragung war bekanntlich auf Schallplatten erfolgt. Präsident Löbe erwiderte, daß alle Verhandlungen des Reichstages vom Rundfunk auf Platten aufgenommen würden, daß er, als er gestern aufgefordert wurde, die Erlaubnis zur Verbreitung der Rede des Reichskanzlers zu geben, diese Genehmigung erteilt hatte. Der Präsident teilte weiter mit, daß ein Antrag der Deutschnationalen eingegangen sei, der ihn auffordert, sein Amt niederzulegen.

Die nationalsozialistische Reichstagsfraktion hat einen Misstrauensantrag gegen den Reichspräsidenten Löbe eingebracht.

Der Aelterenrat sollte darüber entscheiden, ob ein solcher Antrag zulässig ist, da aber eine Einigung nicht zu erzielen war, beschloß der Aelterenrat, den Antrag dem Reichstagsplenum zu unterbreiten, damit dieses über seine Zulässigkeit entscheidet.

Die Redeschlacht geht weiter.

In der nun fortgesetzten politischen Aussprache wendet sich Abg. Rosenberg (Nat.-Soz.)

gegen die Äußerungen des Reichskanzlers gegen die Balken. 10 Millionen Auslandsdeutsche würden heute von der Verspottung ihres deutschen Schicksals erfahren (Händelatschen bei den Nat.-Soz.). Sie würden abwarten ob der Kanzler nicht demnächst vielleicht auch von sogenannten Sudendeutschen und sogenannten Memeldeutschen sprechen werde. Auch der augenblickliche Reichspräsident sei ja in einer Stadt geboren, die heute zu Polen gehöre. Der Reichskanzler sei mit einer Partei verbündet, deren einer Führer erklärt habe, kein Vaterland zu kennen, das Deutschland heißt.

Abg. Dr. Frid (Nat.-Soz.)

beantragt, den Reichsfinanzminister herbeizurufen, da sich der Abg. Reinhardt (Nat.-Soz.) in seiner Rede mit der Politik des Finanzministers beschäftigen wolle. Während der Auszahlung erscheint der Reichsfinanzminister im Saal. Als das Ergebnis der Abstimmung bekannt wird, der Antrag ist mit 210 gegen 180 Stimmen bei drei Enthaltungen abgelehnt worden — verläßt Reichsfinanzminister Dietrich unter stürmischem Händelatschen der Mitte und der Linken wieder seinen Platz. Abg. Reinhardt (Nat.-Soz.) teilt dem Präsidenten daraufhin mit, daß er auf seine Wortmeldung verzichtet (Heiterkeit).

Abg. Bausch (Christl. Volksp.)

erklärt die Bildung einer anderen Regierung für unmöglich und legt sich insbesondere für eine Verstärkung der landwirtschaftlichen Hilfe ein.

Abg. Frau Juchacz (Soz.)

rief die Frauen zum Kampfe gegen den Faschismus auf.

Abg. Neubauer (Komm.)

gab seiner Freude Ausdruck, daß durch die gestrige Kanzlerrede die Phrasen der Sozialdemokraten von dem kleineren Uebel widerlegt worden seien.

Abg. Dr. Weber (Staatspartei)

erhält das Wort, um seine Angriffe gegen die Nationalsozialisten zu begründen. Die Nationalsozialisten verlossen bis auf den Abg. Goering den Saal. Der Redner erinnert an die Ermordung Erzbergers und Rathenaus (Zurufe: Die Täter waren keine Nationalsozialisten). Die Mörder wurden von den Böllischen verherrlicht und sind später Funktionäre der NSDAP geworden. Der Redner spricht weiter von Fremorden und zitiert nationalsozialistische Zeitungsartikel, Versammlungsreden, Dienstvorschriften und Sturmlieder.

Abg. Schulz (Dl.)

bedauert, daß die Ernährungsfrage in der Aussprache nicht genügend Beachtung gefunden habe. Für die Zukunft muß man die stärksten Beschränkungen haben. Die Nahrungsfreiheit aus deutscher Erde muß sichergestellt werden. Die landwirtschaftlichen Unternehmer haben trotz großer Produktionserfolge die Substanz ihrer Betriebe verarmt und bedürfen der Staatshilfe. Die reichsten Böden Deutschlands sind produktionsunfähig geworden.

Abg. Crispian (Soz.)

wendet sich gegen nationalsozialistische Angriffe wegen seiner Stellung zu Deutschland. So wie die deutschen Kleinstaaten keinen Krieg mehr gegeneinander führen werden, so werden die verschiedenen europäischen Staaten sich einmal zu einer Einheit zusammenschließen.

Abg. Dr. Rosenfeld (SNP)

wirft den Sozialdemokraten vor, sie hätten den Aushungerungsfeldzug gegen die Werktätigen mitgemacht.

Abg. Reinhardt (Nat.-Soz.)

erklärt, der Reichsfinanzminister habe im Januar 1931, als es 4,3 Millionen Arbeitslose gegeben habe, gesagt, ein System, das mit diesen Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkt nicht aufräumen könne, sei dem Untergang geweiht. Heute hätten wir 6,5 Millionen Arbeitslose, die Umsatzsteuer habe im Januar 1931 bei 0,35 v. H. 91 Millionen, im vergangenen Monat selbst bei 2 v. H. nur noch 76 Millionen erbracht. (Lebhafte Hört. Hört! rechts.)

Während der Abg. Dr. Spahn (Dnl.)

die Haltung der deutschen Delegation auf der Abrüstungskonferenz kritisiert, ruft ihm der Abg. Erling (Ztr.) zu, er habe im Jahre 1918 als einer der ersten Strahburg verlassen. Dr. Spahn: Ich fordere den Abg. Erling auf, unter Verzicht seiner Immunität vor Gericht den Wahrheitsbeweis auf diese Beschuldigung anzutreten. Ich bezeichne das als eine ganz besonders gemeine und persönliche Kompensform des Zentrums. (Unruhe im Zentrum, der Redner erhält einen Ordnungsruf.)

Abg. Dr. Föhr (Ztr.)

versicherte, für das Zentrum komme ein Ostkarno niemals in Frage. Auf die Revision der Ostgrenze könne nicht verzichtet werden. Seine Partei stehe in unzerbrüchlicher Treue zum Kanzler, zu seiner Politik und zum Reichspräsidenten.

Abg. Lücke (Wirtschaftspartei)

wies die Verdächtigungen zurück, daß die Wirtschaftspartei ihre Stimme der Regierung verkauft habe und bezeichnet die Verbreiter solcher Gerüchte als gewissenlose Verteufelungen.

Abg. Dr. Marg (Ztr.)

betonte, daß er bei dem Wahlkampf im Jahre 1925 in wärmster Anerkennung Hindenburgs Verdienste um die Errettung Ostpreußens aus schwerer Kriegsgefahr hervorgehoben und unmittelbar nach der Wahl ein Glückwunschtelegramm an Hindenburg gerichtet habe. Man könne solchen Wahlkampf auch ritterlich und ehrenhaft ausfechten. Das Zentrum habe Hindenburg stets als einen Mann vorbildlicher Pflichttreue und Hingabe an das Vaterland geschätzt.

Abg. Dr. Everling

bezeichnete die Übertragung der Brüningsrede im Rundfunk als typisch für die mangelnde Ehrlichkeit des Systems. Gegen den Pessimismus des Volkes könnten nur die Erfolge eines neuen Mannes und einer neuen Regierung helfen. Brünings sei der Gefangene des Systems geworden. Auch den greisen Feldmarschall habe man zum Gefangenen des Systems gemacht.

Reichsfinanzminister Dietrich

geht zunächst auf die Bankensanierung ein, die nicht erfolgt sei, weil die Banken einen Druck auf die Regierung ausübten, sondern weil die Regierung genötigt war, die Banken als notwendiges Instrument unserer Wirtschaft wieder in Ordnung zu bringen.

Gegenüber den Kritikern an der Finanzabbarung der Reichsregierung weist der Reichsfinanzminister darauf hin, daß hier neun Milliarden Mark allein für Arbeitsbeschäftigungsvorhaben, Hinterbliebenen-Fürsorge, Wahlrechtsausgaben, Arbeitslosenfürsorge und Schuldendienst erforderlich seien. An diesem Hauptposten lasse sich wenig ändern. (Lebhafte Widerrufe rechts.) 1,8 Milliarden Mark seien für Besoldungen, Pensionen, Wehrmacht und ähnliche Dinge erforderlich, auch hieran sei nicht mehr viel zu ersparen. Die einschneidenden Ausgaben seien auf den Vorkriegsstand zurückgeschraubt worden. Wenn nicht die ungeheuren Ausgaben für die Arbeitslosigkeit aufzubringen wären, würde die Reichsregierung den Haushalt bald in Ordnung gebracht haben.

Wo wären wir hineinkommen, wenn wir in den vergangenen Jahren nach außen hin so in Optimismus gemacht hätten, wie Sie (nach rechts) jetzt! Wir sind selbst bei unseren Schätzungen pessimistisch und vorsichtig genug gewesen, so wie es angebracht war. Wir haben z. B. die Zahl der Arbeitslosen für diesen Winter um mindestens 1,5 Millionen höher geschätzt, als sie heute am Ausgang des Winters tatsächlich beträgt. (Lachen rechts.) Ich habe schon in meiner Stuttgarter Rede erklärt, daß die Reichsregierung den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit mit Energie führt. Aber dieser Kampf kostet eben Geld. Wir sind aber ständig dabei, diesen Kampf fortzuführen. Der Minister beschämt sich weiter mit gewissen Angriffen des früheren Reichsbankpräsidenten Schacht und erklärt, die Summe der Reichsdagwechsel belaufe sich heute auf den gleichen Betrag wie 1918, nämlich auf 400 Millionen Mark. Dieser Betrag könne nicht den Grund zu irgendwelcher Beanspruchung geben.

Schluß der Aussprache.

An der weiteren Aussprache beteiligten sich die Abg. Reinhardt und Dr. Schulz (Dl.) dann nahm Reichsfinanzminister Dietrich nochmals das Wort, um seine Finanzpolitik zu rechtfertigen und insbesondere der Behauptung entgegenzutreten, daß sich die Reichsregierung bei der Bankentrustration habe hereinschlagen lassen.

Damit schloß die Aussprache und das Haus schritt zur Abstimmung über die Misstrauensanträge.

Die das bereits eingangs erwähnte Ergebnis hatten.

Für die Regierung, also gegen die Misstrauensanträge stimmten Sozialdemokraten, Zentrum und Bayerische Volkspartei, Wirtschaftspartei, Staatspartei, Volkskonservative, Volkonnationale, Christlich-Sozialer Volksdienst, Teile der Landvolksfraktion.

Gegen die Regierung, also für Misstrauensanträge stimmten Nationalsozialisten, Deutschnationale, Deutsche Volkspartei, Kommunisten, Sozialistische Arbeiterpartei, Teile der Landvolksfraktion.

Vor der Abstimmung über den Misstrauensantrag gegen Reichspräsident Löbe bezeichneten die Kommunisten die Nationalsozialisten als Bürgerkriegsgarde des Kapitalismus. Darauf entstand eine große Unruhe, die die Unterbrechung der Sitzung nötig machte.

Große Unterschlagungen.

100 000 Mark Genossenschaftsgelder veruntrent.

Altenkirchen (Westerwald), 27. Februar.

Vor einiger Zeit war der Geschäftsführer der Landbundgenossenschaft Altenkirchen, Heinrich Hoben, städtisch geworden. Wie festgestellt wurde, hat Hoben bei der Kasse Unterschlagungen begangen, die er selbst bei seiner in Berlin erfolgten Verhaftung auf 7000 Mark bezifferte.

Eine genaue Prüfung der Bücher förderte jetzt die überraschende Feststellung zutage, daß sich die Gesamtsumme der unterschlagenen Gelder auf rund 100 000 Mark beläuft. Hoben hat sich von einer großen Anzahl von Landwirten aus dem Kreis Altenkirchen Gefälligkeitswechsel unterschreiben lassen, die jetzt alle zur Einlösung vorgezeigt werden. Viele der geschädigten Bauern wußten bis zu ihrer Vernehmung nicht einmal, daß sie Mitglied der Kasse waren. Hoben hat ihnen ihre Unterschriften unter das Aufnahmeformular unter falschen Vorpiegelungen erlöst.

Hoben, der das Geld in leichtsinniger Weise durchgebracht, ist inzwischen in das Amtsgerichtsgefängnis Neuwied eingeliefert worden.

Ein weiterer Betrugsprozeß.

Verhandlung über den Zusammenbruch der Evangelischen Zentralbank.

Berlin, 27. Februar.

Dem Schöffengericht Berlin Mitte wurden die Brüder Paul und Adolf Kund aus der Unterjuchungshaft vorgeführt, die des gemeinschaftlichen Betrugs zum Schaden des Zentralausschusses für innere Mission, bezw. des Deutschen Reiches und der Bau- und Bodenbank in Höhe von etwa einer Million Mark beschuldigt werden. Karl Kund steht ferner unter der Anklage der fortgesetzten Depotunterschlagung, der Bilanzverschleierung und des fortgesetzten Betruges zum Nachteil der Kunden der Evangelischen Zentralbank. Die Verhandlung dürfte mehrere Tage dauern.

Lokales

Sochheim a. M., den 27. Februar 1932

Eine Waffe für den Kampf ums Dasein.

Die Lage des Arbeitsmarktes ist für Hand- und Kopfarbeiter noch immer katastrophal und wird es voraussichtlich noch für längere Zeit bleiben. Schon dem Tüchtigen wird es schwer genug gemacht, sich durchzuringen. Es muß daher zielstrebigeres Streben der jungen Leute werden, das Beste zu leisten, um sich behaupten zu können. Die Notzeit räumt mit veralteten Methoden in der Technik und Wirtschaftsführung gründlich auf. Größte Ränge und vollkommenste Ausnutzung der Kraft ist die Lösung für Gegenwart und Zukunft. Wer nicht alle Errungenschaften der Neuzeit sich zu eigen macht und es darin nicht zur Meisterschaft bringt, wird rücksichtslos aus dem Felde geschlagen.

So bedeutet es für alle schreibenden Berufe eine schlimme Halbheit, wenn neben der fachlichen Ausbildung der Sprachen, Buchführung usw., die gründliche Beherrschung der Kurzschrift oder des Maschinenschreibens fehlt. Bei der Konkurrenz um freie Stellen wird bei sonst gleicher Leistung immer der tüchtigere Stenotypist den Sieg davontragen. Selbstverständliche Voraussetzung ist ausreichende Kenntnis der Muttersprache, die übrigens durch ständige Übung in der Kurzschrift eine große Förderung erfährt. Aber auch der Stenotypist, der allein oder unter Anleitung es zu einer genügenden Beherrschung der Kurzschrift gebracht hat, muß, wenn er seinem Beruf in allen Lagen gewachsen sein soll, an seiner Weiterbildung ununterbrochen arbeiten, das Ziel immer höher stellen. Neben guter geistiger Auffassung führt hier nur unermüdbarer Fleiß und unbeeinträchtiges Streben zum Ziel.

*** Die Realsteuerentlastung für 1932. Der Reichsstadtebund hat unter der Voraussetzung, daß Sperre und Senkung der Realsteuern für das Rechnungsjahr 1932 ebenso aufrecht erhalten bleiben wie für 1931, beim Reichsfinanzminister beantragt, von Reichswegen zu bestimmen, daß die Länder den Gemeinden den gleichen Betrag für die Senkung der Realsteuern im nächsten Rechnungsjahr zu ersetzen haben, wie im Rechnungsjahre 1931. Weiter hat der Reichsstadtebund gefordert, daß in allen Ländern, in denen für 1931 ein Ausgleichsfonds für die Senkung der Realsteuern aus der Hauszinssteuer gebildet war, dieser auch für 1932 reichsrechtlich mindestens in der gleichen Höhe vorgeschrieben werde und daß die Mittel aus diesem Fonds vorzugsweise solchen Gemeinden zuzuwenden sind, die durch Wohlfahrtslasten bezw. Rückgang des Realsteueraufkommens finanziell besonders eingengt sind.

*** Die Preisentlastung bei Kakao und Schokolade in Baden. In Verhandlungen mit den Vertretern der Schokoladenindustrie, des Großhandels und des Einzelhandels hat der Reichskommissar für Preisüberwachung für gepacktes Kakaopulver und gepackte Tafelschokolade angeordnet, daß die Spanne des Kleinhandels, Großhandels und der Einkaufsgenossenschaften gegenüber dem 30. Juni 1931 um mindestens 10 Prozent zu senken ist. Die Vorteile aus der veränderten Handelspanne und die Ersparnisse, in deren Genuß die Industrie auf Grund der vierten Notverordnung gekommen ist, sind im vollen Umfange in den Verbraucherpreisen zum Ausdruck zu bringen. Die Regelung tritt am 1. März 1932 in Kraft.

—r. Der Schiffsverkehr auf dem Main. Nach dem Abtrieb des Eises infolge der eingetretenen milden Witterung sind die Wehre im kanalisierten Main wieder aufgestrichen worden. Dadurch konnte die Schifffahrt auf der ganzen Strecke wieder aufgenommen werden. Die Schiffe liegen vor der Einmündung der Rostheimer Schleuse bis zur Maimündung dicht gedrängt hintereinander, um über die Weiterfahrt Näheres zu erfahren. Auch fahren ganze Schlepplüge beladen und leer zu tal. Hoffentlich wird in diesem Winter die Schifffahrt auf dem Main durch Eisbildung nicht mehr unterbrochen.

—r. Weinbau. Neue Weinsteuer? Vom Rhein meldet unterm 24. Februar die „Köln. Zeitung“: Die Reichsregierung plane die Wiedereinführung einer Reichsweinsteuer, um einen Ersatz für den Ausfall an Biersteuer zu bekommen. — Wir können nicht glauben, daß das stimmt. Die Reichsregierung kennt sehr genau die Notlage der Winzer, sie will auch, daß die Reichsweinsteuer sehr wenig einbringt. Die



Flüchtlingseind im chinesisch-japanischen Kriegsgebiet. Mehr als 5000 Flüchtlinge sind aus dem Tschintschaugebiet in Tientsin eingetroffen, wo das chinesische Rote Kreuz sich ihrer nach Möglichkeit annimmt. Nach mehrwöchiger Hungern bekommen die verwahrlosten Flüchtlinge zum ersten Mal eine Mahlzeit.

heutigen niedrigen Weinpreise stammen aus Notverläufen und berechtigten keineswegs zu einer neuen Besteuerung des Weines.

—r. Schlachtungen im Main-Taunus-Kreis. In unserem Main-Taunus-Kreis wurden im Jahre 1930 (die Zahlen für 1931 liegen noch nicht vor) geschlachtet: 87 Pferde und andere Einhufer, 405 Ochsen, 164 Bullen, 1305 Rinde, 2643 Jungrinder, 2178 Kälber, 82 Schafe, 529 Ziegen und 18810 Schweine. Die Zahlen entsprechen der allgemeinen Schlachtvieh- und Fleischschau, nur bei Schweinen sind die Zahlen der Trichinenschau eingeleitet, um auch die Hauschlachtungen zu erfassen.

Hygiene am Schreibtisch.

Der moderne Mensch hat auf hygienischem Gebiet schon viel gelernt. Er kennt Wert und Bedeutung von Zähneputzen und Händewaschen, von Wasser, Luft und Sonne, gesunder Ernährung, Kleidung usw. Handelt es sich aber darum, diese Kenntnisse im gegebenen Augenblick praktisch zu verwerten, dann verlagen leider recht viele Menschen, so zum Beispiel auch bei der Tätigkeit am Schreibtisch. Da sitzt man etwa im Büro bei einer schwierigen Arbeit, oder das Schulkind vor einer komplizierten Rechenaufgabe; man stützt den Kopf in die Hand, und gedankenschwer oder vielmehr gedankenlos lauft man ein bißchen am Federhalter oder am Bleistift.

Auch das Ansehen von Briefumschlägen und Briefmarken mit der Zunge ist eine Unsitte, deren gesundheitliche Gefahr zwar vielfach übersehen wurde, aber doch nicht ganz verleugnet werden kann. Handelt es sich um Briefmarken, die eben von der Post gekauft sind, so sind nach neueren Untersuchungen die Gefahren einer Bakterienübertragung nicht so groß, wie zum Beispiel dann, wenn man die Briefmarken schon eine Weile in dem gewiß nicht keimfreien Geldtäschchen aufbewahrt hat. Ein kleines Schälchen mit Wasser, ein Stück Schwamm oder sonst ein für billiges Geld käuflicher Anfeuchter sollte daher auf keinem Schreibtisch fehlen.

Wer längere Zeit mit Arbeiten am Schreibtisch beschäftigt ist, den beunruhigt gar leicht der Hunger zu plagen. Rasch wird das mitgebrachte Frühstück herangeholt und sorglos verzehrt man es oft mit den von aller Schreibarbeit beschmutzten Fingern. Soviel Zeit müßte sich aber jeder nehmen, um sich vor dem Essen die Hände zu waschen. Bei gutem Willen wird sich wohl stets auch eine Möglichkeit dazu finden. Gewiß, an allen diesen Unterlassungssünden ist wohl noch keiner gestorben. Wissen wir das aber wirklich sicher? Oder wollen wir erst darauf warten? Nein, auch am Schreibtisch sollte man die Hygiene nicht vergessen, denn sie hat auch noch einen anderen Vorteil: Sie kostet nichts oder höchstens ein wenig Ueberlegung.

„Das Schwälchen“ Illustriertes Unterhaltungs- und Familienblatt. Verlag von Ewald und Co. Nachf. in Leipzig. Umfang jedes Heftes 16 Seiten. Preis 15 Pfg. frei Haus. — Diese Romanzeitschrift, die sich „das Schwälchen“ nennt,

verfügt über einen sehr ansprechenden Umschlag, besitzt einen Bildschmuck und enthält zudem 2 große Romane aus Feder bewährter Autoren. „Herzen, die in Liebe brechen“, M. Blant-Gismann ist der eine, und der andere, von J. Mes Fühling verfaßt, betitelt sich: „Stärker als der Ausdruck“ sei erwähnt, daß es auch an Kleinmaterial an Scherzen, Witz, Spielen und nützlichen Ratsschlägen fehlt u. man kann daher wohl sagen, daß eine glückliche dieses Blatt für die breitesten Volksschichten geschaffen. Wir wünschen dem „Schwälchen“ weiteste Verbreitung verdient es, unter jedes Dach gelangen zu dürfen. Der Nummer liegt ein Prospekt der Firma Alfred Wobbe, Zeitschriften-Großvertrieb, Dessau, Wagnerhaus, bei, der Stellung auf „Das Schwälchen“ jederzeit entgegenzunehmen ist.

—r. Ausnahmetarife für Wein. Die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft Mainz schreibt hierüber: Die Ausnahmetarife 9a und 9b für Wein werden in den nächsten Tagen herausgegeben. Hierdurch werden gegenüber bisher erhobenen Frachtmehrfachungen und sonstigen wichtigen Verbesserungen. Während der Ausnahmetarife 9b, dessen Geltungsbereich auf 1000 Kilometer ausgebeugt wird, wiederum an die Lieferung bestimmter Jahres-Mindestmengen gebunden, daher nur für größere Versender in Frage kommt, hat Ausnahmetarife 9a für alle Interessenten besondere Bedeutung. Die wichtigste Neuerung in diesem Tarif ist die Hebung der bisherigen Entfernungsbeschränkung auf 450 Kilometer. Der Tarif gilt künftig auf alle Entfernungen.

Für die Hausfrau

Etwas Besonderes aus Äpfeln.

Der große Apfelflegen ermöglicht die häufige Herstellung des Apfels für die Küche. Was liegt näher, als einmal etwas Besonderes herzustellen, wenn keine großen Kosten hieraus erwachsen? Apfelmilch beispielsweise ist sehr wohl eines Verwehens wert. Von 1/2 Liter 1/2 Liter Milch, 2 Eiern und 1 Löffel Salz wird ein Gemisch gemacht, der tüchtig gerührt werden muß. Dann tut man 1/2 Pfund geschälte, in ganz kleine Stücke geschnittene Äpfel (6 mittelgroße) hinzu, rührt den Teig damit um und bringt denselben löffelmäßig in kochendes Salz- oder Apfelmilch, in ganz kleine Stücke geschnittene Äpfel, mindestens 2 Liter, worin die sich bildenden Klöße 10 Minuten lang kochen müssen. Hierauf werden sie mit einem Schaumlöffel aus dem Wasser genommen und zuletzt mit Wasser durch einen Durchschlag gegossen, um auch noch kleinen, abgekochten Klöße zu gewinnen. Die fertigen Klöße werden auf einer flachen Schüssel angerichtet. 1/4 Pfund braun gemachter Butter übergossen und mit Zucker und Zimt bestreut.

Ausgezeichnet ist eine Rote Apfelpfeife. 2 Pfund das sind ungefähr 8 Stück mittelgroße, ungeschälte, in feine geschnittene laure Äpfel, je feiner die Sorte desto besser, werden in 1 Liter Wasser, von dem man eine kleine Menge zum Auflösen von 20 Gramm roter Gelatine zurückbehalten. Darauf werden die Äpfel durch einen Durchschlag gerührt, mit dem Saft und der abgeriebenen Schale Zitronen, 1/2 Pfund Zucker und der Gelatine vermischt in eine Glasschale getan, in der die Speise ausgetragten, nachdem sie erkaltet und völlig fest geworden ist. Bei der Witterung genügt es, die Speise einen halben Tag stehen zu lassen, sonst mindestens einen Tag. Beim Zerlegen der Äpfel ist darauf zu sehen, daß nicht viel von Wasser verfließt. Die vorstehende Apfelpfeife reicht für 7 Personen aus. Schlagsahne paßt besonders gut dazu. Doch schmeckt die Speise auch ohne diese immerhin spieltige Zugabe.

Ein schönes Apfelgebäck sind Apfelpfläuchen. 1/2 Pfund das sind ungefähr 8 Stück mittelgroße, ungeschälte, in feine geschnittene laure Äpfel, je feiner die Sorte desto besser, werden in 1 Liter Wasser, von dem man eine kleine Menge zum Auflösen von 20 Gramm roter Gelatine zurückbehalten. Darauf werden die Äpfel durch einen Durchschlag gerührt, mit dem Saft und der abgeriebenen Schale Zitronen, 1/2 Pfund Zucker und der Gelatine vermischt in eine Glasschale getan, in der die Speise ausgetragten, nachdem sie erkaltet und völlig fest geworden ist. Bei der Witterung genügt es, die Speise einen halben Tag stehen zu lassen, sonst mindestens einen Tag. Beim Zerlegen der Äpfel ist darauf zu sehen, daß nicht viel von Wasser verfließt. Die vorstehende Apfelpfeife reicht für 7 Personen aus. Schlagsahne paßt besonders gut dazu. Doch schmeckt die Speise auch ohne diese immerhin spieltige Zugabe.

Ein schönes Apfelgebäck sind Apfelpfläuchen. 1/2 Pfund das sind ungefähr 8 Stück mittelgroße, ungeschälte, in feine geschnittene laure Äpfel, je feiner die Sorte desto besser, werden in 1 Liter Wasser, von dem man eine kleine Menge zum Auflösen von 20 Gramm roter Gelatine zurückbehalten. Darauf werden die Äpfel durch einen Durchschlag gerührt, mit dem Saft und der abgeriebenen Schale Zitronen, 1/2 Pfund Zucker und der Gelatine vermischt in eine Glasschale getan, in der die Speise ausgetragten, nachdem sie erkaltet und völlig fest geworden ist. Bei der Witterung genügt es, die Speise einen halben Tag stehen zu lassen, sonst mindestens einen Tag. Beim Zerlegen der Äpfel ist darauf zu sehen, daß nicht viel von Wasser verfließt. Die vorstehende Apfelpfeife reicht für 7 Personen aus. Schlagsahne paßt besonders gut dazu. Doch schmeckt die Speise auch ohne diese immerhin spieltige Zugabe.

Das Kuge des Kä.

Roman von Edmund Abbott.

40

Als sie am Abend zu dreien in dem großen Eßzimmer zusammensaßen, und die Teemaschine lang, war eine lange Zeit Schweigen zwischen ihnen. Ellmor stellte das Geschloß zurecht, stellte Zuckerdose und Zeller auf den Tisch, legte Gabel und Messer vor jeden hin, wobei ihr Oppen und Bernick gemächlich und lächelnd zusahen. Sie ging dann hinaus in die Küche, und Oppen fragte: „Wenn uns Fräulein von Roth nun mal verließ, Toff, was würdest du tun?“

„Aus welchem Grunde sollte sie uns denn verlassen?“
„Nun, sie kann doch nicht immer hier bleiben.“
„Na, weshalb denn nicht? Hast du sie etwa geärgert?“
„Nein, nein, aber sie wird doch nicht immer bei uns im Laboratorium Analysen machen ihr Leben lang.“
Bernick wiegte den Kopf und sah den Freund von unten mit einem verächtlichen Blick an: „Vielleicht kannst du ihr die Analyse deines Herzens idiomatischer machen, Konni, und ihr dabei so viele süße Rüsse zu knaden geben, daß sie ihr Leben lang an dieser Analyse zu tun hat.“
„Wie kannst du solche Dummheiten sagen, Toff?“
„Und wie kannst du an die gleichen Dummheiten denken, Konni!“
„Du bist unverbesserlich!“

„Nicht unverbesserlicher als du, Konni! Es ist erst acht oder zehn Wochen her, seit das verehrliche Fräulein Karoly dir ein Schnupfen geschlagen hat, und schon zitterst du nach neuen Abenteuer.“
„Nicht nach Abenteuer.“
„Nun ja, unser braves Fräulein von Roth ist allerdings alles andere als abenteuerbedürftig. Sie ist ein Mädel, das du mit einer Laterne suchen müßtest, wenn

ich sie dir nicht ins Haus geschleppt hätte.

„Wir, Toff?“
„Glaubst du etwa, daß ich sie mir vorbehalten will?“
„Du bist ein Frachtkerl!“
„Ich würde mich freuen, wenn Fräulein von Roth das gleiche von dir behauptete.“
„Wollen sehen, Toff! Wollen sehen! Jedenfalls —“
Bernick erfuhr nicht mehr, was Oppen ihm noch zu sagen hatte, denn Ellmor trat wieder ein, und sie machten sich nun an das Abendessen.

Aber es wollte an diesem Abend keine rechte Unterhaltung zwischen den dreien aufkommen. Ellmor sprach anfänglich mit Eifer von dem Flugzeug, aber Oppen, an den sie sich hauptsächlich wandte, gab parädicke Antworten, die ihren Wissensdurst nicht stillten und die Unterhaltung nicht förderten.

„Tut es Ihnen etwa leid, daß Sie mich heute in die Werkstatt geführt haben, Herr Oppen?“ fragte sie.
„Aber ich bitte Sie! Wie kommen Sie nur auf diesen Gedanken?“

„Nun, Sie geben mir so einsilbige Antworten.“ Und sie fügte schnell und bittend hinzu: „Glauben Sie mir nur, daß ich mich über jeden Erfolg, den Sie haben werden, ebenso freue, wie Sie selber, und daß es mir aufrichtig leid täte, wenn Sie mir mißtrauten.“

„Aber davon ist doch gar keine Rede!“
„Um so besser! Ich bin Ihnen für alles, was Sie für mich getan haben, von ganzem Herzen dankbar. Ihnen, Herr Bernick, weil Sie mich vor einem traurigen Schritt bewahrten, und Ihnen beiden, weil Sie mir Arbeit gegeben und mir Vertrauen geschenkt haben. Mir ist noch niemals so leicht gewesen wie jetzt, ich habe noch niemals an der Arbeit so viel Freude gehabt. Ich kam mir unnützlich vor, und überflüssig erschien mir mein ganzes Studieren

und Lernen; nun freue ich mich, daß es doch einen bekommen hat, wenn auch nur einen ganz kleinen.“
„Nicht so bescheiden!“ mahnte Bernick.
„Ich bin auch nicht bescheiden!“ wandte sie „Fürste ich mich sonst darüber freuen, Ihnen bei der ichine zu helfen?“
„Aber ich sollte meinen“, nahm Oppen nach Weile das Wort, „daß es für eine Frau doch eigen recht belanglos sein muß, an so toten technischen Dingen zu hängen und für diese Dinge Liebe zu haben.“

Ellmor sah Oppen verwundert an und schüttelte Kopf: „Ich verstehe nicht, weshalb Sie das sagen.“
„Nun, ich glaube, daß es der Wunsch einer Frau mer sein wird, einen andern Wirkungskreis zu haben, es eine Sisyphus- oder eine Flugzeugwerkstatt ist.“

„Sie mögen nicht unrecht haben“, bekannte sie, „es wäre ja auch schlimm, wenn es anders wäre, aber ich sehe die Teilnahme einer Frau an der Arbeit aber innerlich doch von einer falschen Seite an. Vielleicht hätte für Ihre Arbeit viel weniger Teilnahme, wenn Sie nicht gerade wären, die diese Arbeit verrichteten.“

hatte diese Worte an Oppen gerichtet und errötete tief, sie seine Augen aufleuchten sah. Ein wenig verblüfft wie sie einen Augenblick, fuhr aber sogleich tapfer fort: „Ja, es ist so, warum soll ich es denn leugnen? Ich Ihnen unendlich dankbar, als Sie mich aufnahmen, beistanden, mir Arbeit gaben und mir hinweghelften die erste Zeit. Ich habe geglaubt, daß ich nicht mehr könnte, und Sie haben mir bewiesen, daß man leben und nicht etwa Pflicht ist das, was wir die Dankbarkeit Ihnen aufzwingt, sondern Freude, und — wie soll ich sagen? Verstehen Sie mich bitte nicht falsch! — es die Vereinigung zu Ihnen, die mir Freude an dieser Arbeit verschafft.“

Aus Frankfurt
Brandstiftung
Strafgefangene
in der Na
berichtet, und di
Schaden 7000 Ma
Schuhmacher Ka
hatte, weil er si
maschine verdient
ernehmens war
einem Schwiege
Firma, wohnte
den Verda
Es erfolgte die
nach einiger
wegen vorstä
Schöffengericht
ung, in der über
Schwerverständiger
achteit, daß eine
besehene gewesen
prechung beider
Frankfurt
berichter melder
der Resten am
verhewunden. P
daß an dem An
acht doch die M
Wiederholungs
bei gerichtete wo
bei umherziehend
auch mit der Mö
lonen den Knabe
halten. Der verr
dunkelblondes Ha
Bildbilder tönn
werden.
Hanau. (2
und Flaschenbier
haben in einer W
Mitgliedern 149
lang genommen.
Entschließung an
Sammlung nicht
bezieht, daß sie il
Schwarte in S
und den Bieraus
Diese Entschließu
bei einer Stimmg
Bad Ems.
Halbe des hiesige
folge von Witte
ung und stürzte
er fiel einem Au
Stranzenhan
Fuß zu erhalten
Weilburg.
enklasse.) Z
unternehmung be
burg gibt der V
Borngängen eing
Die Aufsichtsbek
drücklich rasche
es der Vorstand
gehen.
Judva. (D
unweit Großent
hof wurde durch
berbreitete sich n
das Vieh errotete
Landwirtschaftl
und das Federcol
ein Raub der F
wurde teilweise
Kassel. —
wegen den Dire
werblischen Reich
Sautter, war W
Herung eines B
von Vorwürfen
frage im Pre
Seite führte. Da
werde hat nun
erleitet: 1. Der
Kriegerehrenmal
zu, daß nur für
werden werden
gen lediglich da
des Kriegereh
würde. 3. Profe
Darmstadt.
war man damit
einen Aufzug zu
schwer beladene
Schloßers. Der
Sanitätswache
keine Wohnun
Mittelstadt
die Reichsfi
Mittelstädter ben
Füllen der Ci
über den Balko
brecher, sah ab
Reichsstaats ab
Hofadentleitere
auf dem gleiche
bringen mußte
wurde.
Wienheim.
hiesige Kranken
der eines in M
Schußverletzung
Wänden an, es
ganden, habe m
Jud. modurch si

Der Sonntag

des Neuen Hochheimer Stadtanzeiger

Nummer 8

Samstag, den 27. Februar 1932

9. Jahrgang

Februar
Montag

29

Über
Hermanns
Geburtstag
(siehe 17.)



Phot: Nero - Film

Das Antlitz der neuen Zeit

Am 29. Februar sind wir alle zu Onkel Hermann eingeladen. Denn Onkel Hermann wird am 29. Februar sieben Jahre alt.

Wir sind alle schon lange nicht zu solch einem Anlaß bei ihm gewesen. Ich kann mich kaum an die letzten Male erinnern. Sa — war das nicht so? — vor vier Jahren, als er sieben wurde, gab es ein großes Eisbeisessen. Und vor zwei Jahren wurde seine silberne Hochzeit gebührend gefeiert.

Man soll es Onkel Hermann nicht übel nehmen, daß er nur so selten ein geselliges Leben führt. Er ist bereits in ein Alter gekommen, in dem man gern nach Tisch ein wenig einnickt, statt mit den Gästen Gespräche führen zu müssen. An seinen Schläfen keimen ja schließlich auch schon die bekannten Silberhärtchen. Und es ist ja auch kein Spaß, am 29. Februar Geburtstag zu haben.

Wann wird ein Staatsbürger, laut gerichtlicher Bestimmung volljährig? Nach Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahres, nicht wahr? Dann kann er alles machen, was er will, ohne seine Eltern zu fragen. Dann kann er erben, wenn er etwas zu erben hat. Kurzum, seine Eltern haben von diesem Tage an nicht mehr die geistliche Handhabe, ihn mit der Polizei oder der Feuerwehr wieder in ihr Haus zu holen, wenn ihnen etwas an seinem Verhalten nicht paßt.

So ist das mit einem normal veranlagten, normal an 365 Tagen im Jahr geborenen Menschen. Wie sieht es aber bei Onkel Hermann aus? Auch seine Volljährigkeit tritt mit Erreichung des einundzwanzigsten ein. Bloß mit dem kleinen Unterschied, daß Onkel Hermann an seinem einundzwanzigsten Geburtstag eigentlich vierundachtzig wird. Das ist doch klar? Onkel Hermann wird doch bloß alle vier Jahre ein Jahr älter.

Und dann war da noch etwas anderes. Er hatte eine kleine Erbschaft anzutreten. Ein Verwandter war im Jahre 1895 hochbetagt gestorben. Der hatte ihm

fünf Wertpapiere, ein Sofa und einen Vogelbauer vererbt. An seinem fünfzehnten Geburtstag sollte er alles bekommen — außer den Wertpapieren, die man ihm bloß bei vollendeter Reife geben wollte.

Was alles erfolgte, all die Schritte und Kämpfe, um in den Besitz seines Erbes zu gelangen — das zu erzählen, ist eine recht verwickelte Geschichte. Onkel Hermann hatte sich jedenfalls schon die Haare vom Haupte geärgert, als bei einem Speicherbrand schließlich das Sofa verbrannte,

und der Vogelbauer in der Hitze schmolz. Zum Glück war kein Vogel darin. Unnötig zu sagen, daß auch die Firma, deren Aktien in der Erbschaft waren, auf Kimmerwiedersehen und Kimmerwiederaufwertung Pleite gemacht hat. Jetzt sieht er, ein Samtküppi auf dem Hinterkopf, die Radiöhörer um die schwerhörigen Ohren gespannt, in seinem Lehnhuhl und erwartet seinen siebenzehnten Geburtstag. Fassen Sie ihn nicht allzu heftig an — Onkel Hermann könnte Schaden nehmen. Gegen-

über sitzt Tante Vitamine. Und wir sitzen in Erwartung dieses Feiertages ganz wo anders, wir tun, zeln unsere Brauen, sauen an unserem Bleistift und überlegen uns ein Gratulationsgedicht, in dem „Lenz des Lebens“ und einige andere ermunternde Dinge vorkommen sollen. Denn schließlich — Onkel Hermann hat es verdient, auch in seinem Jünglingsalter gefeiert zu werden.

Und — zum Teufel — er ist doch schließlich nur vier Jahre lang im Leben sieben! Hans

Ein Krokodill hört Jazzmusik

Vom Musikverständnis der Tiere.

Der Geschmack ist bekanntlich recht verschieden und reizvoll ist es, zu erfahren, wie es denn um das Musikverständnis der Tiere steht. Forschungen auf diesem Gebiet setzten schon vor langer Zeit ein; um die Wende des 19. Jahrhunderts, wollte man endlich einen Einblick in das uns auch heute noch wenig bekannte Gebiet der Sinnesorgane der Tiere gewinnen.

Ein Kuriosum zu dieser Frage findet sich in einer Sammlung der „Tablettes de Polymnie“ aus dem Jahre 1810, einer Zeitschrift, die sich mit allem befaßte, was Musik anging. Es heißt dort in einem Artikel:

„Wir erfahren, daß dem Elefanten des Zoologischen Gartens soeben ein Konzert gegeben wurde, um die Frage zu studieren, ob dieses Tier für die Musik jene Empfindlichkeit besitzt, wie sie Herr M. von ihm rühmt. — Man spielte diesem sonderbaren Zuhörer mehrere Weisen auf, einfache, melodische und Sonaten von sehr schwieriger Harmonie. Das Tier gab Zeichen von Wohlgefallen beim Weigenföhl aus der Arie „O ma tendre Musette“, während die Variationen derselben Arie keinen hervorragenden Eindruck hervorzurufen schienen. Der Elefant öffnete seine Schnauze wie zum Gähnen bereits bei den ersten Takt eines Quartetts von Boccherini in D-Dur; ebenso wirkte auf ihn eine Bravourarie von Rossini; aber die Arie „Charmante Gabrielle“ hat bei dem Tier Wohlgefallen hervorgerufen. — Wenn dieser Beitrag auch mehr von der heiteren, als der gründlichen, wissenschaftlichen Seite her zu bewerten ist, so gewinnt er doch an historischer Bedeutung, wenn man erfährt, daß erst kürzlich ein ähnlicher Versuch im Londoner Zoologischen Garten unternommen wurde. Und zwar stellte man diesmal die unvor-ingenommene Tierwelt der — modernen Musik gegenüber. Eine kleine Kapelle begab sich vor die verschiedenen Zwinger und spielte moderne Weisen. Der Erfolg war unterschiedlich — je nach Temperament und Veranlagung der Vierfüßler. Das Rhinoceros unternahm einen — nur durch die Gitterstäbe behinderten — lächeligen Angriff auf die Ruhestörer. Die Krokodille jedoch schienen ein bemerkenswertes Wohlgefallen an den modernen Schlagern gefunden zu haben. Krokodille sind, so scheint es, überhaupt sehr zart besaitet. — Schon nach den ersten Takten gaben sie ihre schläfrige Untätigkeit auf, krochen aus ihrem Schlammbett hervor und lauschten andächtig mit erhobenen Köpfen.

Auf die meisten Tiere jedoch wirkten die Töne dermaßen erregend, daß sie mit geknickten Köpfen gegen die Rüstwandungen anstarrten, während ihre Abneigung gegen die modernen Schlager bei den melodischen Klängen Verdis und Schuberts sofort in ehrfürchtvollstes Schweigen umschlug.

Auch ein kleiner Beitrag zur Kritik der modernen Kunst — bei allerdings nicht der Komik entbehrt. Chr. J. Ba.

Aus dem Tagebuch eines Schaltjahronkels



Als er zwei Jahr roar, sagt Tante Frieda: „So jung und schon so groß, roar nie da!“



Mit dreißig wollt er roählen „Nein! Da müssen Sie schon zwanzig sein.“



Mit vierzig wollt er ins Kino geh'n. „Für Jugend verboten!“ — er war erst zehn.



Mit sechzig erklärt der Richter: „So'n Wicht Gehört doch eigentlich oors Jugendgericht!“

Schwarz-weiß

Ein Traum von Macht. Roman von Karl Wickerhauser.

(Urheberrecht durch Presse-Verlag Dr. R. Dammert, Berlin SW 68.)

Inhalt der bisher erschienenen Kapitel:

Kurt Niemann, ein kleiner Bankangestellter, erhält eines Morgens mit der Post von einem unbekanntem Absender einen Pak. Zeitungsabdruck. Da er an diesem Morgen wieder einmal verschlafen hat, wird er von seinem Chef, Herrn Wehmer, freilos entlassen. Er prüft die ihm zugesandten Zeitungen und findet alle Nummern bis zum Ende des kommenden Juni. Er weiß nunmehr alle Einzelheiten der bis dahin in der Welt eintretenden Ereignisse, ein Wissen, das ihn Millionenvermögen einbringen kann. Durch Wetten, Lotteriespielen und Spekulationen wüchste sein Vermögen ins Ungesessene, da er durch die Zeitung fast ausnahmslos richtige Tips hat. Niemann gründet ein eigenes Bankgeschäft und stellt seinen Freund Kieding und seinen Vetter Overhoff ein. Kieding führt für Niemann die verschiedenen Aufträge aus, die zur Vermehrung des Niemannschen Vermögens dienen sollen. Niemann kauft sich eine eigene Villa und hält dort einen feierlichen Einzug. Er tätigt enorme Börsenabschlüsse und setzt die Geschäftswelt der ganzen Welt in Erstaunen. Trotzdem ihm alle Genüsse offenstehen, ist er ein vereinsamter Mensch. Da fällt ihm ein unbekanntes Mädchen ein, die ihm zehn Mark gab, als er als Stellungssucher auf der Straße bettelte. Er nimmt sich vor, dieses Mädchen ausfindig zu machen und setzt sich zu diesem Zwecke mit einem Detektivbüro in Verbindung. Overhoff findet auf dem Schreibtisch von Niemann ein Notizzettel, aus dessen Aufzeichnungen er nur entnehmen kann, daß Niemann in irgend-einem geheimnisvollen Zusammenhang mit dem Zeitungsverlag des „Beobachter“ steht. Auf einer Abendgesellschaft bei Wehmer, mit dem Niemann gemeinsam Geschäfte tätigt, lernt er die Unbekannte kennen. Es ist die Filmdiva Dolnia. Sie gestehen sich einander ihre Liebe und genießen ihr Glück vor aller Welt verborgen. Niemann beabsichtigt, die Kontinental-Filmgesellschaft, bei der seine Freundin filmt, sowie die Berliner Verlags-A.-G., die den „Beobachter“ herausgibt, um jeden Preis in seine Hände zu bringen. Hier stößt er zum ersten Male auf energielosen Widerstand. Es gelingt ihm nicht, die Aktien der Zeitungsverlags-A.-G. anzufaufen, und wegen Erwerbungs der Filmgesellschaft überwirft er sich sogar mit Dolnia und fällt sogar den Gedanken, sie umzubringen. Er kann dies zu einem bestimmten Tage ohne Gefahr der Entdeckung tun, da er aus dem „Beobachter“ die Voraussage einer Schiffskatastrophe entnimmt, bei der viele der Verunglückten unbekannt bleiben werden.

(12. Fortsetzung.)

Dieser erste Heberblid hatte kaum Sekundenlang gedauert. Doch Kurt Niemann hörte die Stimme des Chauffeurs wie nach einer Pause der Ewigkeit:

„In die Luft geflogen! — Das Fräulein . . .!“
„Fahren Sie, was Sie können! Ein Motorboot, einen Kahn! Zur Station zurück!“

„Zum Schwedischen Pavillon ist es näher. Dort gibt es Boote.“

Der Wagen sprang in die Rennbahngeschwindigkeit. Er stüzte über die Chaussee. Ein Glück, daß ihm kein anderes Fuhrwerk entgegenkam. Bremsen wäre ja doch zu spät gewesen. Es fehlte nicht viel, und sie hätten sich bei einer kleinen Unebenheit des Weges auf den Kopf gestellt. Wenn ein Borderradreifen platzte, wären sie erledigt.

Niemann hatte stets das unheimliche Bild der Katastrophe vor sich. Vorher waren von dem Dampfer bloß gedämpfte und verworrene Laute zu ihm gedrungen. Nun, da sie sich dem Schiffe näherten, überlieferte der Motor jeden andern Lärm.

Der Dampfer hatte sich bereits auf die Seite gelegt. Der Tumult wurde immer größer. Niemann schloß die Augen. Er hatte ja alles gewußt. Er hatte sich nicht vorstellen können, daß es so arg sein werde.

Sonnenchein und ein Frühlingshimmel über den grauenhaften Einzelheiten! Er mußte retten: die Dolnia und alle andern. Ketten — und wenn die Zeitung auch die Zahl der Geretteten als unumstößlich vorher bestimmt hatte, Margaret Dolnia war nicht darunter. Er mußte sie retten, und wenn die Zeitung tausendmal höhnend voraus sagte, daß die Dolnia sterben müsse.

Sie waren angelangt. Die längste Zeit verging, bis ein Boot gefunden und der Motor in Gang gebracht war. Von dem Schiffe war nichts mehr zu sehen.

Niemann und sein Chauffeur befanden sich unter den ersten, die hingeckelt waren. Man hatte zwar schon die Behörde verständigt, aber die Rettungsmannschaften und Kommissionen waren noch unterwegs. Die Neugierigen und Hilfsbereiten wußten nichts anderes zu tun, als mit Stauern und langen Stangen in dem Schlamm der Unglücksstelle zu stochern. Das hatte keinen Erfolg. Die so gerettet wurden, hatten sich selbst gerettet.

13. Kapitel.

Als Friß wieder an der Auffahrt der Steglitzer Villa hielt, sagte Kurt Niemann:

„Ich werde Ihnen diese Leistung nie vergessen. Hier — nehmen Sie!“ Niemann hatte seinen Platinring abgezogen und dem Chauffeur in die Hand gedrückt. „Ich habe einen fürchterlichen Verlust erlitten. Schweigen Sie, bitte, über den Vorfall!“

Dem andern standen die Tränen in den Augen. Er hatte keine empfindsame Seele; dennoch war er von Mitgefühl für seinen unglücklichen Herrn erfüllt.

Niemann hatte die Ankunft der amtlichen Personen nicht abgewartet. Er wollte weder mit der Polizei, noch mit sonstigen Behörden etwas zu tun haben.

Alles hatte er vorausgesehen, die ganze Unglücksreihe bis ins Kleinste — nur eines nicht: wie fürchterlich der Eindruck der vollzogenen Tatsache war. Ob etwas in Zukunft geschehen mußte, oder ob es schon geschehen war, hatte er für ein und dasselbe gehalten. Jetzt erfuhr er, daß es zwischen dem Vorgestellten und der Wirklichkeit einen Unterschied gab.

Niemanns verstörtes Aussehen fiel auch seinem Vetter auf, der ursprünglich nur den Kopf hereingesteckt hatte, um zu melden, daß die Sache Bremen in Ordnung ging. Doch als er den tranken, fiebrigen Zustand Niemanns bemerkte, wurde er neugierig.

„Du wolltest doch erst abends heimkommen, fällst mit eben ein — aber ich glaube, du bist krank. Ich werde den Arzt rufen.“

Niemann winkte ab.

„Nein, es ist nichts.“ Er wußte nicht, was er sagte. Nur die Aufregung! Das wird vorübergehen. Um ein Haar wäre ich bei dem Unglück auf dem Wannsee . . .“

Er brach ab. Das war ja Wahnsinn; daß Friß, den er nicht bloß mit einem kostbaren Geschenk, sondern auch mit Liebe und Nahrung gekauft hatte, schweigen würde, schien ihm gewiß. Außerdem ahnte dieser Zeuge nicht die Zusammenhänge. Und nun mußte er selbst die Wannsee-Katastrophe erwähnen; er tobte gegen diesen Zwang und fühlte sich doch befreit, als er das Wort ausgesprochen hatte. Er erlag dem Reiz eines Geständnisses und log dabei, indem er sich als dem Tode entronnen hinstellte.

„Wie? Ein Unglück — auf dem Wannsee? Was ist denn geschehen?“



Schwarz-weiß ist die große Mode. Photo: Linden-Verlag.

„Reiseexplosion. Beinahe hätte ich selbst das Schiff benützt. — Doch wozu lange Reden darüber? Du wirst ja ohnehin alles in der Zeitung lesen. Lassen wir das jetzt!“

Er war nun schon nicht so sehr entsetzt als todmüde. Er wollte schlafen. Wenn er nach einigen Stunden aufwachte, würde er wieder einen klaren Kopf haben.

Doch er hatte nicht mit der Hartnäckigkeit Overhoffs gerechnet, der nicht bereit war, seinen Vetter so ohne weiteres freizulassen. Er betrachtete Niemann, der abge-spannt und von Kopfschmerzen gequält war, als seine Beute. Es fiel ihm auf, daß es doch nicht üblich sei, mutterseelenallein einen Wannseeausflug zu machen. Was war dann mit der Begleiterin geschehen? Vor allem jedoch: konnte es jemand anders als die Dolnia gewesen sein? Hatte es da irgendetwas gegeben?

Einstweilen sprach er noch von der großzügigen Schiebung in deutschem Erdöl, erlittete Bericht über die Börsensituationen. Nach den Rückschlägen und starken Kursabdrückungen der letzten Wochen, die die Firma Niemann zu umfangreichen Käufen ausgenützt hatte, war die Stimmung wieder durchgängig fest. Auch erwähnte Overhoff das Gerücht von einer baldigen Herabsetzung des Bantdiskonts.

„Aber das dürfte dir mit deinem durchdringenden Blick für alles Geld, was Geld trägt, nichts Neues sein.“

Indem er das sagte, blickte er ihn forschend an. Niemanns Miene blieb unbewegt.

„Ja, das stand schon längst zu erwarten. Dazu gehört wahrhaftig kein durchdringender Blick, um zu erkennen, daß Zahlungsmittel flüssiger geworden sind. Die natürliche Folge ist, daß sie dann auch billiger werden.“

„Das habe ich nicht gemeint. Ich wollte bloß meinem Staunen darüber Ausdruck geben, daß du bei weitem schärfere Entwicklungen voraussehest. Manchmal glaube ich, so etwas könne gar nicht mit rechten Dingen zugehen.“

„Gewiß nicht! Ich habe nämlich einen lebenslangen lichen und unauslösbaren Vertrag mit der Unterwelt, die mich mit Nachrichten versorgt. Ich habe einfach meine Seele verkauft, wenn du es schon so brennend gern wissen willst. Aber im Ernst: du machst dir ja ganz überflüssig Sorgen. Und du stellst dir viel zu viel unter meinen Vermutungen vor. Jetzt laß mich, bitte, allein. Ich möchte ein wenig schlafen.“

„Ja, sofort. Nur noch eines: Es ist für uns beide eine Einladung gekommen zur Redoute der Kontinental, die am Sonntag stattfinden soll. Ihr habt wohl mit dem neuen Frieden geschlossen? Oder ist diese Höflichkeit auf deine Verbindung mit Fräulein Dolnia zurückzuführen?“

Niemann runzelte die Stirn.

„Ich wüßte nicht, welche Verbindung mit Fräulein Dolnia . . .“

„Großartig!“ unterbrach ihn Wilhelm Overhoff in spöttischem Ton. „Mögllich Discretion zugelernt. Das war doch sonst nicht deine Art.“

„Ich verbitte mir diesen Ton. Wie kommst du dazu, von Fräulein Dolnia . . .“

„Zeugnest du etwa, daß sie deine Freundin ist? Oder um mich vorsichtig auszudrücken, daß sie deine Freundin zumindest war?“

Damit mußte er einen wunden Punkt berührt haben. Niemann wurde aschfahl im Gesicht. Seine Finger gerieten in ein nervöses Zittern.

„Was weißt du von der Dolnia?“ schrie Niemann, als Overhoff immer wieder den Namen nannte.

Damit ging er ins Schlafzimmer.

Overhoff rührte sich eine geraume Weile, in grübelndem Nachsinnen, nicht vom Fleck. War das ein Aufschrei der Angst gewesen — der Angst wovor? War es nicht als Wut, da sein Vetter sah, daß er einen Menschen nicht düpiieren konnte; daß er ihm hinter die schlauesten Schlingen gekommen war. Oder war auch dies nur ein Teil des großen Geheimnisses, in dessen Dunkel Overhoff seit langem tappte?

Vielleicht war Niemanns Freundin von dem Unglück mitbetroffen. Aber wie denn? Wie denn? Eher durfte man schon daran denken, daß sie beim Anblick der Katastrophe oder gar bei der Vorstellung, daß sie beide das Schiff unter Umständen selbst benützt hätten, einen Nervenschock erlitten hätte.

Durch den Chauffeur würde sich alles Wissenswerte, wenn es überhaupt etwas Wissenswerthes gab, in Erfahrung bringen lassen. Es traf sich gut, daß Overhoff ohnehin in der Stadt zu tun hatte.

Er bestellte das Coupe. Und als Friß an der Tür des Wagens wartete, wandte sich Overhoff mit bekümmertem Miene an ihn:

„Na, was lagen Sie zu der Sache mit dem gnädigen Fräulein?“

Hatte der Herr die Geschichte brühwarm weiter erzählt? Wozu wäre ihm selbst dann der stricke Auftrag gegeben worden, davon zu schweigen. Hier stimmte etwas nicht. Außerdem mochte er Overhoff nicht leiden, der bloß ein armer Verwandter war, dem Personal gegenüber jedoch viel herrischer als der Herr.

„Es war kein Vergnügen. Wir sind gleich heimgefahren.“

„Nun — und?“

„Und? Nichts weiter“, war die Antwort.

„Fräulein Dolnia haben Sie nach Ihrer Wohnung gebracht?“

Der Chauffeur nickte stumm. Der Motor surzte. Overhoff biß sich mühsam auf die Lippen. Er war nicht klüger als zuvor.

Was die übrige Welt betraf, so bestand ihr ganzes Wissen um Margaret Dolnia aus dem folgenden:

Daß die Filmschauspielerin an diesem Abend ein Rendezvous mit einigen ihrer Freunde und Freundinnen nicht einhielt, war zwar für die Betroffenen, die in der Kaiserhofbar auf sie warteten, ärgerlich. — „Schließlich hätte sie doch abjagen können.“ „Sie hat eben alles verbummelt.“ — Und wo bleiben jetzt ihre zwei reichsten Freunde? — Aber die Stimmung war deswegen noch lange nicht gestört. Die Kolleginnen der Dolnia tanzten mit First class-Eintänzern des Lokals — besonders der Spanier Vicente war in seinem Frack und auch sonst gerühmt —, Blad Bottom und Charleton. Der Schrei nach den reichen Freunden Margaret Doleans erwies sich im sofort als unberechtigt, als sich andere fanden, die zur Gleichung der ziemlich hohen Zeche geeignet waren.

Trotz aller Schönheit und Grazie war die Dolnia nicht unerfährlich. Um halb drei Uhr morgens dachte keiner mehr an sie.

Anders wurde ihre Abwesenheit nächsten Tages im Atelier aufgenommen.

Regisseur Hartwich verfluchte die Starmanieren, die die Schauspielerin sich beilegte.

„Sie ist nichts, sie kann nichts“, tobte er um fünf nach neun, nachdem man schon 20 Minuten ihre Wege gewartet hatte. „Das einzige, was sie kann, ist, unpünktlich sein. Aber die werde ich Mores lehren! Fräulein Margaret Dolnia! Das Klingt, weiß Gott, wie weit her! Aber kannte sie, wie sie noch Filmelevin war und Wieze Dammiger hieß. Vor ein paar Monaten hätte sie nicht gemacht, und wenn's von drei morgens bis abends zehn Aufnahmen gegeben hätte. Jetzt ist sie die Dolnia, der große Star, und läßt mich warten, sie — mich!“

(Fortsetzung folgt.)



Ich befehle: die Pfalz wird verwüstet!

Die französische Politik hat der Welt eingeredet, daß Frankreich gegen die Angriffslust und den Pandalismus der deutschen Rasse geschützt werden müsse. In einer Zeit, in der diese Forderung das Haupthindernis für den Abrüstungsgedanken bildet, ist es angebracht, in den Geschichtsbüchern zu blättern und an die französischen Kriegszüge zu erinnern, die ohne jeden Anlaß nur aus Raub- und Mordlust unternommen worden sind und denen blühende deutsche Gauen und wertvollste Kulturgüter zum Opfer gefallen sind. Die Ruinen des Heidelberger Schlosses erheben noch heute ihre anklagenden Arme gegen das Frankreich einer noch nicht ferneren Zeit, das immer wieder in das Rheinland einbrach. Seit Jahrhunderten war die deutsche Rheinlandschaft das Ziel französischer Eroberungsgelüste.

Geschichtliche Hintergründe

Ludwig XIV. sah mit Besorgnis, wie die mächtigen Türken-Scharen von den vereinigt-kaiserlichen Truppen mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Was würde geschehen, wenn die Osmanen zu einem schmähligen Frieden gezwungen würden? Er wußte längst, daß sich die kaiserlichen Truppen nach einem solchen Frieden sofort zum Rhein wenden würden, um ihn gegen die Machtgelüste des „Sonnenkönigs“ zu verteidigen. Also beschloß er einzugreifen und den Kaiser und Deutschland zu unterwerfen, ehe es zu spät sei. Vorwände waren leicht gefunden: der Abbruch einer Verteidigungsallianz für das Reich zu Augsburg (1686) zwischen dem Kaiser und den vornehmsten deutschen Fürsten, angebliche Ansprüche der Herzogin von Orleans, Ludwigs Schwägerin, auf bestimmte Teile der Kurpfalz, die Befestigung des französischen Kandidaten für den Kölner Erztstuhl, des Kardinals Wilhelm von Fürstenberg zugunsten des kaiserlichen Schützlings, Joseph Clemens von Bayern — durch alle diese Vorwände behauptete Ludwig, sich gedrängt zu fühlen.

Auf! Zum Rhein!

Man schrieb Anfang September 1688. In den Heerlagern vor Paris und in den Gouvernementsgerichten unruhiges und lebhaftes Erbeben. Kriegstreiben! Es war die Stimmung, die stets in einer abmarschbereiten Armee herrscht. Vom Morgen bis zum späten Abend wurden Befehle ausgegeben, Offiziere eilten zwischen den Zelten umher, neue Waffen und Monturen wurden ausgeteilt, neu zusammengestellte Bataillone wurden noch schnell gedrillt. Die Generale Melac und Louvois wohnen den Vorbereitungen selbst bei. Louvois hatte als erster dem französischen König die Möglichkeit eines Raubüberfalls in die Pfalz nahegelegt. Ihn trieb die eigentliche Verantwortung für jenen Einbruch in deutsches Land, dessen wir uns noch heute, nach nunmehr rund 250 Jahren, mit Schaudern erinnern.

Die französischen Truppen waren nur zu einem Teil reguläre Regimenter; der Großteil der „Soldaten“ bestand aus gepreßten Bauern und Heimatlosen, denen

man gute Beute in baldiger Zeit versprochen hatte.

Am 10. September waren in den meisten Heeresteilen die Vorbereitungen beendet. Nun setzte die große Ruhe vor dem Sturm ein. Einen halben Tag ließ man den Soldaten Zeit für ihre eigenen Angelegenheiten, dann ertönte plötzlich, noch in der ersten Morgenröthe, der erste alarmierende Fanfarenruf. Fiebernd und erregt sprang jeder von seinem Lager auf, schnell bildeten sich Marschordnungen, die einzelnen Kapellen rückten an die Spitze; unter den gellenden ersten Trompetenstößen setzte sich das Heer in Bewegung.

In Eilmärschen wurde schnell Kilometer um Kilometer, Dorf um Dorf zurückgelassen. Nach wenigen Tagen hatte man den Rhein erreicht. Friedlich schlummerten die Bürger in den kleinen Städtchen mit den altertümlichen Tortürmen und Wällen, als es plötzlich auf dem Marktplatz von fremdländisch sprechenden Männern wimmelte. In vielen Fällen konnte den Bedrohten durch Flüchtlinge keine Warnung gebracht werden. Die meisten deutschen Bewohner gingen unter in dem ersten Ansturm der entsetzlich wütenden Räuberhaufen. Noch während sie schliefen, wurde ihnen das Dach über dem Kopf in Brand gesteckt, rettungs- und wehrlos starben allein in dieser ersten Nacht Tausende und aber Tausende von braven pfälzischen Bürgern.

Am nächsten Tag schon sah man überall nur noch rauchende Städte. Die kleinen Feuerfäden waren Dörfer, größere Fanale Städte: eine unheimliche, glühende und lodernde Landkarte.

Mannheim, Philippsburg, Kirchheim waren schnell überannt. Die besondere Wut der Eindringlinge aber richtete sich gegen Heidelberg mit seiner alterwürdigen Universität, aus der die besten Gelehrten hervorgegangen waren; gegen die Stadt mit dem prächtigen, geräumigen Schloß, das so stolz über den Neckar weit ins Land blickte.

Als die Bauern und Bürger eingesehen hatten, daß sie sich auf Rettung durch das ferne Reichsheer nicht verlassen konnten, beluden sie Wagen und Karren mit notwendigstem Hausrat und flüch-

teten. In den Nächten aber setzte regelmäßig ein fürchterlicher Regen ein. Wege und Landstraßen waren damals noch nicht gepflastert, und so geschah es nicht selten, daß, wenn ein Wagen bis an die Achsen im Morast versunken war, der ganze lange Zug aufgehalten wurde: eine willkommene Beute für umherziehende Marodeure.

Tag und Nacht wurden in den Kirchen Messen gesungen, stündlich betete man um baldige Errettung aus der Hand des Feindes: nichts half! Unaufhaltsam überschwemmten die Horden Ludwigs XIV. das Land. Der Befehl Melacs: brulez le Palatinat! wurde gründlich befolgt.

Heidelberg war die einzige stärker befestigte Stadt in weiter Umgegend. Hierher rettete sich, wer konnte, denn würde der Feind es wagen, auch diese Stadt zu belagern, sie zu verwüsten? — Der Feind wagte es.

Heidelberg ist verloren!

Dilsberg, Hirsborn, Eberbach, Neckarelz, kurz alle kleineren Orte am Neckar waren längst dem Erdboden gleich gemacht worden, der Feind schaute auch die Wälle Heidelbergs nicht mehr. In der dritten Septemberwoche war die Stadt endgültig verloren. Die Belagerung betrug nur wenige tausend Soldaten.

Verstärkungen von außen her waren nicht zu erwarten. Das Speykertor wurde als bedeutender Eingangspunkt der Stadt besonders heftig und ausdauernd verteidigt, aber was sollte schon gegen die mächtige, hinter Felschichten versteckte Batterie der Franzosen unternommen werden?

In den Straßen herrschte trotz des Regens ein lebensgefährliches Gedränge. Jeder suchte den Nächsten, Verwandten, Kinder schrien jammernach der Mutter, Greise wankten mühselig in den aufgeweichten Straßen an den Mauern entlang, dazwischen eilten die pulvergeschwärtzten Abteilungen der Stadtverteidigungswache. Rücksichtslos wurde umgerannt, wer nicht kräftig genug war, um sich durch die wogenden Menschenmassen einen Weg zu bahnen.

Gegen Abend ertönten plötzlich langgezogene Schreie von der Stadtmauer her: die Entsetzensschreie der ersten, die von den Feinden gefangen wurden. Still und ruhig wurden all die Menschen, suchten schnell karglichen Unterschlupf in den Häusern — bald erdröhrte der Boden unter den Hufen und Schritten der anrückenden Banden. Überall gellte der Ruf: brulez! — brulez!

Die Einwohner hatten jede Besinnung verloren. Es hielt sie nicht mehr länger in den dumpfen Kammern der schmalbrüstigen, hochgiebeligen Häuser: alles drängte zum breiten Weg, der hinauf zum Schloß führte. Dort war Sicherheit! Nur dort noch konnte man sich wehren!

Bergebens waren alle Anstrengungen! Die hereinbrechende Nacht

Ueberlebenden bot sich ein entsetzliches Bild: Auf allen Gassen, in allen Haustoren lagen entsetzlich verstümmelte Leichname. Selbst Säuglinge hatte man nicht verschont. Von den Brüsten der Mutter hinweggerissen, sah man sie auf Säbel und Piken gespießt, an die Türen genagelt. Die französischen Soldaten aber lagen schnarrend und blutbesudelt, schwer betrunken unter den Tischen und Schemeln der erstürmten Wohnungen. Zwischen ihnen tote Mädchen, die sich nicht hatten retten können. . . . Ueber all dem Kummer ging die Sonne strahlend auf, über allem Glend lastete eine erbarmungslose, gespenstische Stille. . . .

Die Einwohner sahen sich getäuscht, als sie annahmen, der Feind würde nun, nachdem er alles Wertvolle verwüstet hatte, weiterziehen. Gegen Mittag erwarteten die meisten und verlangten Brot und Wein. Bergebens beteuerten die Bürger, daß sie selbst nicht mehr eine Krume, nicht einen Fingerhut Wein mehr im Keller hätten. Gestern noch hatte man die Fasspunde mit dem Kolben eingeschlagen, um den heraus-schießenden Wein mit dem Schlapphut aufzufangen und den Rest achlos auf den Boden fließen zu lassen. Nun waren alle Kammern leer, alle Fässer verlegt. Die Einwohner mußten es mit ihrem Leben büßen. — — —

Die Pfalz: Eine Stätte des Grauens!

Wenige Wochen später konnte Louvois seinem „strahlenden Sonnenkönig“ melden, daß seinem Befehl Genüge getan worden war. „Ruhe und Ordnung wären wiederhergestellt worden“. Er hatte recht, aber — wie sah diese „Ruhe und Ordnung“ aus?

Die Lage in der Pfalz glich der im dreißigjährigen Krieg aufs Haar. Die Städte waren eingeebnet, die Dörfer dem Erdboden gleich gemacht worden. Das Vieh hing verdurstet und halboberwest an den Ketten. Von den Häusern ragten nur noch die kahlen Lehmwände in die Höhe, von Bewohnern nirgends eine Spur. — Im Neckar trieben immer noch Gebälk, Leichen und Vieh an den Ufern vorbei, in vielen Ortschaften herrschte die Pest und raffte die wenigen Ueberlebenden des ersten französischen Ansturms dahin, die anderen Einwohner hatten sich in kleine Wälder zurückgezogen, selten wagte jemand aus seinem Versteck zu kommen, um nach den Nordbrennern Umschau zu halten. Die einstmalige Pfalz — war nicht mehr. An ihrer Stelle zeugten rauchende Trümmer, Haufen von Leichnamen von der Art und Weise der französischen Eroberung. Und immer noch kein Reichsheer!

Trotz aller Not aber gingen die Pfälzer in den nachfolgenden Jahren eines trostlosen Friedens daran, das Zerstückte wieder aufzubauen.

Zehn Jahre später merkten wieder alle Fürsten: es lohnt sich über die Pfalz zu reisen: es gibt da wahrlich einen guten Tropfen und einen guten Bissen!

Der Rheinländer und Pfälzer hatte es wieder einmal geschafft!

Chr. H. Bauer.



In den Straßen wurden die Wehrlosen erbarmungslos getötet. Von Haus zu Haus gellte der Schrei der Mörder: Brulez — brulez!

